

Shalini Randeria (Hrsg.)

Border Crossings

**Grenzverschiebungen und
Grenzüberschreitungen
in einer globalisierten Welt**



Border Crossings
Grenzverschiebungen und
Grenzüberschreitungen
in einer globalisierten Welt

Shalini Randeria (Hrsg.)

Border Crossings

**Grenzverschiebungen und
Grenzüberschreitungen
in einer globalisierten Welt**

v/d/f

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen
Hochschule Zürich und der Universität Zürich

Coverabbildung:

Urheber: Sgt. 1st Class Gordon Hyde, upload by user: Wikifreund, Germany

Quelle: <http://www.ngb.army.mil>

English: A small fence separates densely populated Tijuana, Mexico, right, from the United States in the Border Patrol's San Diego Sector. Construction is underway to extend a secondary fence over the top of this hill and eventually to the Pacific Ocean.

Deutsch: Ein kleiner Zaun trennt das dicht bevölkerte Tijuana in Mexiko im Bild auf der rechten Seite zu sehen, von den Vereinigten Staaten von Amerika in der Region um San Diego, USA. Der Grenzschutz mit weiteren Zäunen wird bis zum Pazifischen Ozean ausgebaut.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Reihe Zürcher Hochschulforum, Bd. 42

© 2016

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-7281-3140-9 Printausgabe

ISBN 978-3-7281-3786-9 E-Book

DOI 10.3218/3786-9

www.vdf.ethz.ch

verlag@vdf.ethz.ch

Inhalt

7 Danksagung

SHALINI RANDERIA

9 Grenzverschiebungen und Grenzüberschreitungen in einer globalisierten Welt

I Eurozentrismus und Orientalismus: theoretische Annäherungen an zwei grundlegende Grenzziehungen

JOHANN P. ARNASON

21 Der Eurozentrismus und seine Widersacher
Kritische Bemerkungen zu einer unfruchtbaren Kontroverse

SADIK AL-AZM

37 Crossing Borders: Orientalism, Islamism and Postmodernism

II Bedrohungen durch «das Fremde» und neue Grenzziehungen

JEAN AND JOHN L. COMAROFF

57 Nations with/out Borders
Neoliberalism and the Problem of Belonging in Africa, and Beyond

GADI ALGAZI

83 Viele Mauern, keine Grenzen
Leben im Schatten der «Separationsbarriere» in der besetzten Westbank

III Grenzüberschreitungen I: Handelsliberalisierung, Wirtschaftswachstum und Geschlechterbeziehungen

BRIGITTE YOUNG

- 115 Entgrenzung der globalen Handels- und Finanzmärkte
*Makroökonomischer Zusammenhang zum Dreieck «Handel –
Gender – Finanzen»*

CARINA LINDBERG & JOHANNES JÜTTING

- 135 Gender, Globalisation and Economic Development in Asia

IV Grenzüberschreitungen II: Körper, Familie und Geschlechter- konstruktionen im transnationalen Raum

SIGNE HOWELL

- 155 Transnational Families: Changes in Adoption and the
Diffusion of Western Norms

JUDITH SCHLEHE

- 179 Äussere und innere Grenzen
*Genderkonstruktionen und die Rede vom Geld in transnationalen
Liebesbeziehungen*

INGRID KUMMELS

- 195 Grenzen über den Körper: das Sakrale im sozialistischen
Kuba

V Zur Aushandlung von Grenzen der Pluralität und Toleranz

RAINER FORST

- 223 Toleranz: die Herausforderung neuer Grenzziehungen für
westliche Demokratien

ANDREA BÜCHLER

- 237 Kulturelle Identität und Familienrecht
Modelle, Chancen und Grenzen familienrechtlicher Pluralität

- 259 Autorinnen und Autoren

Danksagung

Ich möchte mich bei der Kommission für interdisziplinäre Veranstaltungen der UZH und ETHZ (KIV) für die finanzielle Unterstützung der Ringvorlesung im Sommersemester 2007 bedanken, auf die der vorliegende Band zurückgeht. Frau Deborah Keller und Herr Prof. Dr. Georg Kohler von der KIV haben stets mit Rat und Tat hilfreich zur Seite gestanden. Ursprünglich konzipiert als eine Reihe zu Globalisierung und Gender, wurde sie thematisch erweitert, um eine grössere regionale wie disziplinäre Vielfalt berücksichtigen zu können. Dem universitären Forschungsschwerpunkt (UFSP) Asien und Europa der Universität Zürich, insbesondere dessen damaligem Leiter Prof. Dr. Ulrich Rudolph, gilt mein ganz besonderer Dank für die wertvolle Kooperation bei der Ko-Finanzierung, Mitorganisation sowie Durchführung der Ringvorlesung. Ferner gilt mein Dank Frau Dr. Inge Ammering, Geschäftsführerin des UFSP, sowie meiner Kollegin Frau Prof. Katharina Michaelowa, Institut für Politikwissenschaft, für ihre Mitarbeit an der Ringvorlesung.

Zudem möchte ich dankend den wichtigen Beitrag des Kompetenzzentrums Gender Studies der Universität Zürich (KGS) und seiner damaligen Geschäftsführerin Frau Daniela Dombrowski für die organisatorische Unterstützung der Vortragsreihe erwähnen. Ich schulde einen besonderen Dank Frau Susanne Strässle, Herrn Dr. Evangelos Karagiannis, Herrn Tobias Bernet und Herrn Dr. Carlo Caduff, ehemalige Mitarbeiterin und Mitarbeiter meines Lehrstuhls an der Universität Zürich, die gemeinsam mit Frau Nadia Mouci und Frau Helga Lanfranchi, Sekretariat meines

Lehrstuhls, zum Gelingen der Vortragsreihe wie auch der vorliegenden Publikation substanziell beitragen. Last but not least möchte ich mich bei Frau Angelika Rodlauer vom vdf Hochschulverlag für die geduldige Betreuung der Veröffentlichung bedanken.

Shalini Randeria

Grenzverschiebungen und Grenzüberschreitungen in einer globalisierten Welt: zur Einleitung

Grenzen – physische wie symbolisch-imaginierte, manifeste wie metaphorische – haben in jüngster Zeit an wissenschaftlicher, politischer und öffentlicher Bedeutung gewonnen. Nationalstaatliche Grenzen werden durch staatliche sowie nicht staatliche Akteure – eine Unterscheidung, die zunehmend verschwommener wird – radikal infrage gestellt. Migration stellt eine Herausforderung für die Grenzen von Nationalstaaten und der EU dar, wirft aber auch wichtige Fragen der Inklusion im Inneren der Nationalstaaten bzw. Fragen der Zugehörigkeit zum Demos auf. Die hier versammelten Beiträge aus verschiedenen Disziplinen (etwa Wirtschaftswissenschaften, Geschichte, Politikwissenschaften, Ethnologie, Soziologie oder Rechtswissenschaften) behandeln in diversen Feldern Grenzziehungen, -verschiebungen und -überschreitungen in einer globalisierten Welt.

Die Beiträge umfassen ein breites Spektrum von Forschungsthemen, das von transnationalen «Fremdlingen» in Südafrika über Adoptionsprozesse in Norwegen, religiöse Körperpraktiken und Medialität im sozialistischen Kuba sowie Liebesbeziehungen bzw. Sextourismus in Indonesien bis hin zu Prozessen der Einzäunung in der Westbank und der Verschränkung von Handelsliberalisierung mit Geschlechterdiskriminierung reicht. In den vier theoretischen Beiträgen im ersten wie im letzten Teil des Bandes werden Begriffe wie Eurozentrismus, Orientalismus und Toleranz ergründet, die mit der grundlegenden Grenzziehung zwischen dem

«Eigenen» und dem «Fremden» eng verknüpft sind. Aber auch Modelle von Toleranz und vom Umgang mit Pluralität werden erörtert, die das Integrationspotenzial von Recht unter Berücksichtigung rechtskultureller Diversität ausloten. Die empirischen Beiträge nehmen unterschiedliche Methoden in Anspruch, um Einblicke in die ambivalenten Auswirkungen der Globalisierung auf eine Vielfalt von Grenzregimes zu bieten. Mehrere Autoren thematisieren die geschlechtsspezifischen Auswirkungen dieser komplexen Prozesse, die je nach Kontext verschiedentlich verlaufen. In vielen Aufsätzen geht es um Fragen der kulturellen Identität sowie von Grenzen der Diversität und Differenz. Alle Autoren erinnern uns, dass Grenzen nicht *a priori* gegeben, sondern Ergebnis diverser sozialer Praktiken und ihrer Institutionalisierung sind. Ferner erinnern sie uns, dass die globalisierte Welt, in der wir leben, keineswegs entgrenzt ist; Grenzverschiebungen und -überschreitungen gehen mit neuen Grenzbeziehungen einher.

Der erste Teil des Bandes ist der historisch-theoretischen Diskussion von Begriffen gewidmet, die mit der «imaginierten Geografie» des Westens (Edward Said) und der damit einhergehenden Grenzziehung zwischen dem «Eigenen» und dem «Fremden» untrennbar verbunden sind. Johann Arnason und Sadik al-Azm eröffnen neue Perspektiven, indem sie zwei weitverbreitete Begriffe, die oft zu verflachten Schlagworten verkommen sind, nämlich Eurozentrismus und Orientalismus, kulturphilosophisch wie historisch-philosophisch ergründen. In seiner Untersuchung des Okzidentalismus und Orientalismus beschäftigt sich Al-Azm mit der Essenzialisierung des radikal Anderen und tut dies überraschend in Verbindung mit Denkfiguren der Postmoderne. Beide Autoren machen auf unterschiedliche Facetten der historischen wie gegenwärtigen grenzüberschreitenden Diffusion westlicher Werte mit ihrem Anspruch auf Universalität aufmerksam.

Arnason untersucht den Eurozentrismus als historisches Phänomen und setzt sich mit seiner berechtigten wie unberechtigten Kritik auseinander. Er bemängelt, dass Letztere oft das eurozentrische Vorurteil bloss ins Gegenteil verkehrt, indem konstatiert wird, dass die Europäer weniger aus eigener Kraft erreicht, sondern lediglich aus aussereuropäischen Errungenschaften wie Eroberungen Vorteile gezogen hätten. Sein Beitrag untersucht aus historischer Perspektive Europas Rolle und Platz in der Geschichte und stellt die Frage, ob es einen europäischen Sonderweg mit globalen folgenschweren Auswirkungen gegeben habe. Er zeigt auf,

wie der Versuch, den historisch bedingten Sonderweg Europas mithilfe teleologischer Entwicklungslogik in «einen geschichtsphilosophisch legitimized Sonderstatus umzudeuten», stets mit Vereinfachungen und Verklärungen einherging.

In seinem Beitrag zeigt Al-Azm verschiedene unerkannte und überraschende Affinitäten zwischen Orientalismus und Okzidentalismus im «Islamismus» und Postmodernismus auf. Die Aufdeckung von überraschenden Bedeutungsbezügen und intellektuellen Parallelen stellen die Grenzziehung zwischen aktuellen Spielarten der Zwillingsbegriffe Orientalismus-Okzidentalismus, auch wenn sie ungleichen Alters sind, infrage. Zugespitzt könnte man seine These folgendermassen zusammenfassen: Es gibt eine (unheilige) Allianz von Postmoderne und Islamismus in Spielarten des Orientalismus und Okzidentalismus. Al-Azm hebt den paradoxen Charakter eines Versuchs hervor, auf einer Wissenschaft des Okzidentalismus im arabischen Raum aufzubauen, die den Westen so erforscht, wie zuvor der Orientalismus den exotischen «Osten». Denn für seine Anerkennung als Wissenschaft muss er sich der Mittel und Methoden der Wissenschaft westlicher Provenienz bedienen.

Wie Arnason argumentiert Al-Azm, dass ein derart essenzialisierendes Vorgehen die althergebrachte Dichotomie nur weiter fixiert und damit indirekt den Orientalismus bestätigt. Nach Al-Azm eignen sich einige differenzierte islamistische Theoretiker Avantgarde-Konzepte der Postmoderne an und fordern den epistemologischen Bruch mit dem Westen, um eine vermeintliche islamische Authentizität zu erreichen. Für diese Theoretiker ist der Islam ein geschlossenes Diskursuniversum, das mit dem entsprechenden westlichen nicht zu vereinbaren sei. Auch Heidegger erfreut sich grosser Beliebtheit bei diesen islamistischen Denkern, bedienen sich doch diese seiner Ideen, um ein Konzept der (vereinenden und essenziellen) islamischen Authentizität zu legitimieren.

Die Beiträge von Jean und John Comaroff sowie von Gadi Algazi im zweiten Teil behandeln neue Grenzziehungen in Südafrika bzw. Israel in spezifischen gesellschaftspolitischen Kontexten, in denen die Auflösung und Infragestellung nationaler Grenzen «das Eigene» bzw. «Einheimische» zu bedrohen scheint. Die Comaroffs spüren das neue Setzen und Durchsetzen von Grenzen durch staatliche oder populäre Diskurse und Praktiken in Situationen der Angst und Bedrohung. Sie zeigen, dass Grenzziehungen und Herrschaft bzw. die Frage nach Zugehörigkeit nicht *a priori* existieren, sondern erst in der Praxis etabliert werden. Wer dazu

gehört und wer nicht, verändert sich je nach situativer, relationaler Grenzziehung zwischen Dazugehörigen und Aussenseitern immer wieder. In dem Masse, wie nationale Grenzen an Bedeutung verlieren, erfolgt eine neuerliche Besinnung auf das «Einheimische», geschürt von Ängsten vor Verlust, wofür die anderen, im Inneren wie auch jene, die von aussen kommen, verantwortlich gemacht werden und daher entfernt werden müssen. In einer Zeit von Ambivalenzen und Unsicherheiten vor dem Hintergrund neoliberaler Grenzenlosigkeit werden Sinn und Sicherheit durch die Eliminierung bzw. Vertreibung der «Fremdlinge» hergestellt.

Am Beispiel der Mauer in der Westbank verdeutlicht Gadi Algazi den Unterschied zwischen überschreitbaren Grenzen, die Koexistenz und Interaktion zulassen und einseitig passierbaren Zäunen oder Barrieren, die als Machtinstrument zur Abgrenzung und Exklusion errichtet werden. Seine Darstellung der Geschichte der Grenzverschiebungen und Errichtung von Siedlungen und Zäunen in Israel seit den 1950er-Jahren ruft in Erinnerung, wie eng diese Praxis mit einer Politik der Enteignung verbunden war und bleibt. Zudem deutet er auf die Einschreibung, Übertragung und Übertragbarkeit kolonialer Denk- und Handlungsmuster hin. Algazi stellt eine enge Verbindung zwischen der Verschiebung von Grenzen durch die Siedlungspolitik des israelischen Staates und seinem Rückzug aus sozialen Verpflichtungen innerhalb der eigenen Grenzen in den 1990er-Jahren her. Denn die Kürzung der Sozialleistungen für arme Bevölkerungsschichten von neuen Immigranten und Israelis ging mit dem Schaffen von Anreizen für das Bewohnen der Siedlungen einher. Der Beitrag verschränkt die neoliberalen wirtschaftlichen Transformationen in Israel mit der Verschiebung von Grenzen nach aussen und im Inneren des Staates. Detailliert beschreibt und analysiert der Autor die Verflechtung von neoliberaler Wirtschaft und Firmenmanagement mit der religiösen Ultra-Orthodoxie, einer kolonialen Siedlungspolitik und dem Abbau des Wohlfahrtsstaates.

Der dritte und vierte Teil des vorliegenden Bandes behandeln geschlechtsspezifische Problematiken aus einer Vielzahl von disziplinären und methodologischen Perspektiven. In ihren Beiträgen zum dritten Teil des Bandes thematisieren Brigitte Young und Carina Lindberg/Johannes Jütting die Globalisierung der Märkte und ihre Auswirkungen auf bestehende (vormals national etablierte) Geschlechterdiskriminierung. Lindberg/Jütting argumentieren, dass Geschlechterdiskriminierung wirtschaftliches Potenzial in einem globalisierten Markt verschenkt. Mangeln-

de Bildung und Gesundheitsversorgung für Frauen führt zu ungenutztem *human capital* und zu beschränktem Zugang zur Arbeitswelt. Wie Amartya Sen, der indische Nobelpreisträger für Ökonomie, sieht er den Staat als Hauptakteur für die erforderlichen Reformen in den Sektoren Bildung und Gesundheit sowie für die rechtliche Gleichstellung von Frauen und den Schutz ihrer Rechte. Dabei macht er auf eine wichtige Lücke in der Erfassung nationalstaatlicher Daten aufmerksam. Denn solange in nationalen Statistiken die Variable Geschlecht nicht erfasst wird, um eben die Geschlechterunterschiede und -diskriminierung sichtbar werden zu lassen, gäbe es keine Handhabe für die nötigen *Policy*-Veränderungen.

Brigitte Young kritisiert zudem die «Genderblindheit» von neoklassischen Theorien und überhaupt Theorien des ökonomischen Mainstreams, weist aber auch die verbreitete feministische Sicht auf den Handel und die Finanzmärkte zurück, gemäss der Frauen als die «ewigen Verliererinnen» der ökonomischen Veränderungen dargestellt werden. Auf die bekannte These des indischen Freihandelstheoretikers Jagdish Bhagwatis, dass Marktöffnung Genderdiskriminierung abbaut, da Diskriminierung nur in einem geschlossenen Raum keine wirtschaftlichen Nachteile hervorruft, entgegnet Young, dass heute eine geschlossene Weltökonomie existiert, in der – die These Bhagwatis zwar bestätigend, aber über diese hinausweisend – wiederum Diskriminierung keine wirtschaftlichen Nachteil zeitigen muss, da sie global verbreitet ist. In einem durch die GATS-Verträge liberalisierten Markt sind die Aussichten von Frauen aufgrund der «fiskalischen Schraube» zunehmend unter Druck geratender Staaten dennoch ambivalent: Beschäftigungs- und Wachstumspotenziale im Dienstleistungssektor können die höhere weibliche Arbeitslosigkeit abbauen, doch sind in den neuen Niedriglohnjobs Frauen überdurchschnittlich vertreten und schlechten Arbeitsbedingungen unterworfen. Daher könne die Frage, ob Handelsliberalisierungsprozesse Genderungleichheiten verstärken, erhalten oder abbauen, ihrer Meinung nach trotz einer geschlechtsspezifischen Analyse der Liberalisierung der Märkte nicht grundsätzlich beantwortet werden.

Auf diese zwei wirtschaftswissenschaftlichen Kapitel, die eine geschlechtsspezifische Analyse mit statistischem Datenmaterial stützen, folgen im vierten Teil des Bandes drei ethnografisch gesättigte Beiträge von Signe Howell, Judith Schlehe und Ingrid Kummels. Hier stehen Themen wie Körper und Sexualität, aber auch Identitäten in Beziehungen bzw. Familien sowie neue Paarformationen im transkulturellen Kontext im

Mittelpunkt. Howell untersucht die neuen Formen der Familiengründung in Norwegen aufgrund neuer transnationaler Adoptionsmöglichkeiten. In einem kulturellen Kontext, in dem Familie gemeinhin biologistisch und in Abstammungsbegriffen verstanden wird, werden Normalisierungsprozesse mithilfe bestimmter Ritualisierungen nötig, um doch eine «richtige» Familie zu werden. Hier geht es um mehrfache Grenzverschiebungen und -überschreitungen, und zwar nicht nur um nationalstaatliche (auf der Suche nach Adoptivkindern), sondern auch um solche zwischen Natur und Kultur. Denn Adoption tangiert die Grenze zwischen biologischer/«realer» und sozialer/«fiktiver» Verwandtschaft unmittelbar.

Howell thematisiert, wie die Identitäten der Kinder in verschiedenen Phasen von De- und Rebiologisierung unterschiedlich geformt werden. Im Gegensatz zu der Studie von Gadi Algazi und Jean und John Comaroff, wo es um die Ausgrenzung der als «Nicht-Eigene» Definierten geht, handelt es sich in Howells Beispiel um Fremde, die zu «Eigenen» gemacht werden. Diese Transformation geschieht nicht nur auf nationalstaatlicher Ebene durch den Erwerb von Staatsbürgerschaftsrechten, sondern auch auf der Ebene der Familie durch Adoption. Howell weist aber auch auf einige Paradoxien dieser Eingliederung hin: Das Kind ist bürgerrechtlich bei seiner Ankunft in Norwegen «tabula rasa», alles wird geändert, debiologisiert (Familienzugehörigkeit, Staatszugehörigkeit, Rechtsstatus), aber die neuen Normen der Adoptionsagenturen beinhalten ebenso eine Rebiologisierung mit Berufung auf die kulturellen Wurzeln im Heimatland des Kindes. Der Unterschied zu der Integration von Migrantinnen und Migranten ist auffallend.

Howell beobachtet überdies die Entwicklung neuer Formen von Gouvernamentalität: Über den Transfer von Kindern (zwischen Ländern, Familien) entscheidet heute letztlich allein der Staat. Nationalstaatliche Gesetze sind hier entscheidend aufseiten beider staatlichen Transaktionspartner. Kinder werden von einer Seite «abgegeben» und in andere Staaten neu inkorporiert, aber in einer ganz anderen Art und Weise als im Falle der Migranten oder Flüchtlinge. Der Staat in Europa sichert ethnisch-kulturelle Kontinuität und Homogenität, indem transnationale Adoption (als letzte Möglichkeit) zugelassen wird, erst wenn Bemühungen um eine Adoption im nationalen Rahmen erfolglos geblieben sind. Aber auch der Staat im Süden setzt der Adoption Grenzen und versucht sie möglichst auf ein Minimum zu beschränken. In dem Beitrag wird die Bedeutung von internationalem Recht ebenso thematisiert, das von Ländern des Südens

als asymmetrisch, westlich geprägt und imperialistisch wahrgenommen wird. Transnationale Adoption verändert nicht nur persönliche Bindungen, sondern auch Länder- und internationale Beziehungen. Jedenfalls erweist sich transnationale Adoption, ungeachtet der weitverbreiteten Illegalität in diesem Bereich, als ein Feld, wo Staatsmacht und Grenzkontrolle ganz offenbar noch sehr intakt sind. Auch wenn Staaten in diesem Kontext nicht grundsätzlich schwach sind, weisen Kritiker auf Kinder (wie Eizellen, Embryos oder Spermien) als neue Ware in einer asymmetrischen globalen Ökonomie hin, in der transnationale Ströme vom Süden in den Norden fließen, wo auch die «Welthandelsbedingungen» und die «Spielregeln» im Allgemeinen festgelegt werden.

In dem Beitrag von Judith Schlehe geht es auch um transnationale Beziehungen intimer Art, die neue Identitäten, Rituale und Diskurse schaffen. Wie im Falle der Adoption in Norwegen kommt es auch bei Heiratsmigration in Südostasien mitunter zur Hervorhebung und «Zelebrierung» von Differenz, letztlich aber auch zu «Normalisierungsbestrebungen». Denn der andere soll nicht (ganz) anders sein. Schlehe weist darauf hin, dass im Rahmen globaler Verflechtungen sich nicht nur sichtbare, äussere Grenzen verschieben. Auch «innere», imaginierte Grenzen werden auf unterschiedlichste Art und Weise reproduziert, durchkreuzt oder unterminiert. Transnationale Liebesbeziehungen in Indonesien werden hier untersucht, um Möglichkeiten und Grenzen globalisierter Begegnungsformen zwischen den Geschlechtern und zwischen den Kulturen anhand von gegenseitigen individuellen wie gesellschaftlichen Imaginationen zu analysieren. Diese Beziehungen zwischen Frauen aus westlichen Ländern und indonesischen Männern sind durch postkoloniale Strukturen, Globalisierungsprozesse und die internationale Tourismusindustrie vielfältig geprägt.

Schlehe deckt in diesem Zusammenhang orientalistische und okzidentalistische Konstruktionsmuster, aber auch aktuelle politische und wirtschaftliche Probleme neuer Ungleichheitsverhältnisse auf. Die Grenze zwischen Sextourismus und romantischer Liebesbeziehung ist hier fließend, ebenso wie die zwischen materiellen Interessen und Romanze. Auch wenn soziale und kulturelle Grenzziehungen sich dekonstruieren lassen, können Differenzen in Prozessen des Wandels nicht negiert oder vernachlässigt werden. Schlehe hebt in ihrer Studie die Gleichzeitigkeit von grenzüberschreitenden Verflechtungen und neuen Grenzziehungen in den Begegnungsräumen und Lebenswelten transnationaler Paare hervor.

Ingrid Kummels geht in ihrem Beitrag der Renaissance des Sakralen im sozialistischen Kuba nach und untersucht ethnografisch primär körperliche Inszenierungen im Spiegel internationaler medialer Aufmerksamkeit. Wie werden von Akteurinnen und Akteuren Entgrenzungen, aber auch neue Grenzsetzungen im Bereich populärer Kulturpraktiken vorgenommen, die sowohl vom Staat als auch von der katholischen Kirche gesetzte Grenzen verändern und überwinden? Wie wird der Körper eingesetzt, um sich von offiziellen religiösen Klassifikationen abzugrenzen und religiöse Gegenöffentlichkeit zu schaffen? Sie geht dem vermeintlichen Widerspruch zwischen anachronistisch wirkenden religiösen Körperpraktiken und den globalisierten medienpolitischen Rahmenbedingungen, unter denen die Grenzen religiöser Subjektivitäten auf Kuba neu konstituiert werden, nach. Der gegenwärtige religiöse Wandel mittels der Aneignung moderner audiovisueller Technologien wird als eine neue Spielart von Medialität untersucht, die neben älteren Spielarten (wie etwa bei Besessenheit) existiert. Kummels weist in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Bedeutung transnationaler Netzwerke wie auch auf die Rolle staatlicher Medienpolitik und der internationalen Presse hin.

Der Schlussteil des Bandes umfasst zwei theoretische Beiträge aus der politischen Philosophie und der Rechtswissenschaft, die die Notwendigkeit gemeinsam geteilter Normen und Regeln für den Umgang mit Diversität in modernen demokratischen Gesellschaften hervorheben. Rainer Forst geht dem «Zauberwort» der Toleranz – dessen Definition und Tragweite umstritten ist – im Kontext der neuen fragwürdigen Kampfrhetorik vom «religiösen Weltbürgerkrieg» nach. Toleranz umfasse eine Ablehnungskomponente, eine Akzeptanzkomponente und eine Zurückweisungskomponente. Der Begriff sei normativ an sich unbestimmt und müsse daher in allen drei Komponenten jeweils mit Prinzipien und Werten gefüllt werden. Die Frage nach unserem Verständnis von Toleranz und der ihr zu setzenden Grenzen werfe auch Licht auf die Grenzen westlicher Toleranz und der Identitäten westlicher Demokratien. Wie Arnason nähert sich auch Forst seinem Thema historisch an. Er verortet die Grundlage der Idee von Toleranz und unveräusserlichen individuellen Rechten zwar in christlichen Gesellschaften, zeigt jedoch, wie Toleranz gegen die Macht der Kirchen und der religiösen Staatsgewalt errungen werden musste. Hierbei unterscheidet er zwischen zwei zentralen historischen Toleranz-Konzeptionen: bei der vertikalen *Erlaubnis-Konzeption* lässt eine Autorität Devianz zu, solange die Autorität nicht infrage gestellt

wird. Dieser disziplinierenden und repressiven Erlaubnis-Konzeption von Toleranz stellt Forst eine horizontale, demokratische *Respekt-Konzeption* gegenüber. Hier wird Toleranz als Haltung der Bürger zueinander verstanden, eine Haltung, die sich auf gemeinsam geteilte Normen gründet. In diesem Fall sind die Bürger sowohl Tolerierende als auch Tolerierte, Recht setzende und dem Recht unterworfenen gleichberechtigten Bürger.

Die Respekt-Konzeption der Toleranz weist nach Forst den besten Weg durch aktuelle gesellschaftspolitische Konflikte. Als wichtigste Komponenten dieser Toleranz-Konzeption erachtet er zum einen das Recht der Personen, dass die Normen und Gesetze, denen sie unterworfen sind, ihnen gegenüber adäquat gerechtfertigt werden, und zum anderen eine komplexe Form der Selbstüberwindung und Selbstrelativierung. Die Grundlage wechselseitiger Toleranz sollte laut Forst von allen geteilt werden und sich auf nicht zur Disposition stehende Prinzipien gründen. Denn Toleranz und Menschenrechte können nur geteilt genossen werden. Daraus ergeben sich einige Herausforderungen für westliche Demokratien. Es gilt zu erkennen, welche Grundsätze des Zusammenlebens essenziell und welche Werte und Normen revisionsbedürftig sind, und wie Prinzipien in pluralistischen Gesellschaften neu interpretiert werden müssen, um allen gerecht zu werden.

Andrea Büchler lotet in diesem Kontext das Integrationspotenzial des Rechts für die Anerkennung kultureller Pluralität aus. Sie fragt nach den Grenzen solcher Anerkennung kollektiver kultureller Identität, die in der Lage wäre, der Diversität von Rechtsverständnissen in einer modernen, pluralen Gesellschaft Rechnung zu tragen, ohne wichtige Errungenschaften wie Geschlechtergleichheit aufzugeben. Angesichts der zunehmenden Migration und des damit einhergehenden Rechtspluralismus in allen Gesellschaften sei es wichtig Regeln zu finden, die ein Zusammenspiel unterschiedlicher Rechtsverständnisse und Normen ermöglichen. Sie erteilt damit der Idee einer nationalen Leitkultur der dominanten Bevölkerungsgruppe eine klare Absage und setzt sich stattdessen für einen Dialog zwecks Aushandlung gemeinsam geteilter Normen ein. Büchlers Plädoyer für ein offenes, multikulturelles Familienrecht lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die signifikanten Differenzen innerhalb einzelner Gesellschaften statt auf jene jenseits der nationalstaatlichen Grenzen.

Dieser weitgefächerte, multidisziplinäre Band weist zum einen auf die neue Zentralität von Grenzen hin und macht zum anderen ihre Komplexität wie Ambivalenz im Zeitalter der Globalisierung im Konkreten

fassbar. In diesem Sinne leistet er einen Beitrag zum neuen interdisziplinären Feld von *Border Studies*. Die einzelnen Beiträge untersuchen die (Re)-Produktion von Grenzen, aber auch die neuen Konstellationen ihrer Konstituierung, und schärfen den Blick auf transgressive Übergänge und Überschreitungen verschiedenster Art. Es werden nicht nur kolonial konstituierte Raumordnungen sowie Denk- und Klassifikationsmuster infrage gestellt, sondern auch die Bedeutung von Grenzen für die Konstitution politischer Subjekte behandelt. Zudem analysieren viele Autoren die Implikationen dieser manchmal manifesten, manchmal subtilen Veränderungen von Grenzen für Geschlechterbeziehungen kritisch. Schliesslich liefern alle wichtige Einsichten in unterschiedlichste Grenzverschiebungen und -überschreitungen, die heute parallel zu neuen Grenzziehungen bzw. Wahrnehmungsgrenzen verlaufen.

**I Eurozentrismus und Orientalismus: theoretische
Annäherungen an zwei grundlegende
Grenzziehungen**

Johann P. Arnason

Der Eurozentrismus und seine Widersacher

Kritische Bemerkungen zu einer unfruchtbaren Kontroverse

Mein Thema ist der Eurozentrismus als geschichtliches Phänomen und als Gegenstand einer nicht immer angemessenen Kritik. Zuallererst ist aber die Beziehung dieser Fragestellung zum allgemeinen Thema dieses Bandes kurz zu klären. Es geht um Grenzen, Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen, d.h. um verschiedene Aspekte der kulturellen Selbstkonstitution menschlicher Gesellschaften. Wenn es den Eurozentrismus überhaupt gibt, hat er mit verkürzenden Grenzziehungen und verweigerten Grenzüberschreitungen zu tun. Anders ausgedrückt: Es handelt sich um einseitige Abgrenzungen und Selbstverabsolutierungen gegenüber der aussereuropäischen Welt im Allgemeinen und den anderen eurasischen Kulturwelten im Besonderen. Diesen ganz vage formulierten Vorgriff müssen wir aber auf einen konkreteren Zusammenhang beziehen.

Es gehört zum guten Ton, den Eurozentrismus zu kritisieren. Die Gründe liegen auf der Hand: Die geschichtlichen Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts haben das europäische Selbstverständnis und das entsprechende überlieferte Geschichtsbild auf eine so massive Weise erschüttert, dass grundlegende und früher selbstverständliche Voraussetzungen problematisiert werden müssen. Wenn ich von einer unfruchtbaren Kontroverse spreche, ist damit also nicht gemeint, dass der kritische Ansatz unbegründet wäre. Es geht vielmehr um die Art und Weise, wie er definiert und entwickelt wird. Die militantesten Widersacher des Eurozentrismus

sind manchmal versucht, ihre Aufgabe zu vereinfachen; das Ergebnis ist dann eine unvermittelte Umkehrung des eurozentrischen Vorurteils. Wenn behauptet wird, die Europäer hätten aus eigenen Kräften nichts geleistet, sondern nur von anderswo eingetretenen Rückschlägen und Krisen profitiert (so Frank 1996), so handelt es sich offenbar um eine Stellungnahme, die weit über empirische Anhaltspunkte hinausgeht: Beabsichtigt wird eine umfassende und apriorische Entwertung des europäischen Anteils an der Weltgeschichte. Und wenn diese kompromisslose These dahingehend korrigiert wird, dass die Europäer zwar eigenständig gehandelt hätten, aber nur aufgrund einer rassistisch verhärteten Identität und einer besonders ausgeprägten Aggressivität gegenüber anderen Kulturen (so Hobson 2004), hat sich an der zugrunde liegenden Intention nicht viel verändert. Die Kritik des Eurozentrismus wird, ohne dies offen zuzugeben, als eine Sache der richtigen – schärfer formuliert: politisch korrekten – Einstellung formuliert: Ein adäquateres Geschichtsbild soll durch einen Wechsel des Standpunktes erreicht werden. Die neue Perspektive wird heute am häufigsten als «postkolonial» bezeichnet. Der Missbrauch, der heute mit diesem Etikett getrieben wird, sollte aber die wichtige Problematik, auf die der Eurozentrismus – richtig verstanden – verweist, in Vergessenheit geraten lassen. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Die oben kritisierten Beispiele sind extreme Fälle. Sie können nichtsdestoweniger als Ausgangspunkte für eine allgemeinere Überlegung dienen. Die Kritik des Eurozentrismus verfehlt ihr Ziel, wenn sie auf sofortige, pauschale und primär gesinnungsmässige Korrekturen reduziert wird. Es kommt darauf an, die Überwindung der eurozentrischen Verzeichnungen und Fehldeutungen als eine langfristige Aufgabe zu verstehen. Dabei wird die Unterscheidung zwischen mehreren Ebenen der Problematik ebenso wichtig sein wie die Rekonstruktion komplexer geschichtlicher Zusammenhänge und die Vermeidung vorschneller oder einseitiger Werturteile.

Dieser Thematik möchte ich mich zunächst auf einem Umweg nähern. Die Kritik des Eurozentrismus gilt heute, wie gesagt, meistens als im Prinzip legitim. Es gibt jedoch Ausnahmen, und es wird vielleicht für die Diskussion nützlich sein, die Gründe näher zu betrachten, die in solchen Fällen geltend gemacht werden. Das markanteste Beispiel ist – soweit mir bekannt – der französische Ideenhistoriker Rémi Brague, der u.a. ein vieldiskutiertes Buch über die europäische Identität geschrieben hat (Brague 2002). In einem späteren Aufsatz greift er den modischen Anti-Eurozentrismus an und lehnt die ganze Fragestellung als ein Miss-

verständnis ab. Er beginnt mit einem Zitat aus dem genannten Buch: «No culture was ever so little centred on itself and so interested in others as Europe ... Eurocentrism is a misnomer. It is even the contrary of truth» (Brague 2002, S. 133 in Brague 2006, S. 257). Die nachgelieferte nähere Begründung dieser These lässt sich in drei Schritten rekonstruieren. Erstens gibt es nach Brague einen «Zentrismus», den wir als eine allgemeine Eigenschaft der menschlichen Kulturen und letztlich der Lebewesen überhaupt auffassen können. Er hängt mit der Konstruktion einer Eigenwelt zusammen, die schon auf der biologischen Ebene stattfindet und auf der sozialen stärker hervortritt. Aus der Logik dieser Konstruktion ergeben sich selbstbezogene und unvermeidlich verzerrte Darstellungen jeder alternativen Eigenwelt. Bei einer Kultur, die im Machtkampf mit anderen so erfolgreich war und auf der globalen Ebene so dominant wurde wie die europäische, ist mit einem dementsprechend potenzierten Zentrismus zu rechnen. Das ist aber für Brague nur ein Unterschied des Grades, und eine Analyse, die sich auf diesen Aspekt beschränkt, kommt über Trivialitäten nicht hinaus. Die eigentliche Besonderheit Europas ist anderswo zu suchen.

Der zweite Schritt bezieht sich auf einen spezifischen, historisch entstandenen Wesenszug der europäischen Kultur: ihre «Exzentrizität» bzw. «Sekundarität». Europa als Kulturwelt war, wie Brague meint, in einem ganz ungewöhnlichen Masse von anderen Kulturen abhängig, und es war sich dieser Abhängigkeit auch akut bewusst. «What I called «eccentric identity» is a feature of European culture, nay its backbone. To the best of my knowledge, cultural secondarity and eccentricity do not exist except in Europe» (ibd., S. 259). Diese europäische Eigenart kommt, näher betrachtet, in dreifacher Weise zum Ausdruck. Zunächst wird die eigene Kultur – anders als in den herausragendsten älteren Hochkulturen – nicht als Zentrum der Welt aufgefasst. Es geht hier nicht um ein geometrisch-geographisches Zentrum, sondern um einen sinnhaften Referenzpunkt, ein axiologisches Zentrum. «Now, such a centre, for the medieval man, is definitely not Europe, but again the Middle East: for the Jews and Christians, it is Jerusalem; for the Muslims it is Mecca» (ibd., S. 259). Diese im wörtlichen Sinne exzentrische Sichtweise ermöglicht radikalere Formen der Selbstdistanzierung. «I contend that Europe is the only culture that ever became interested in the other cultures» (ibd., S. 260). Diese Behauptung muss allerdings, wie Brague betont, dahingehend eingeschränkt werden, dass sie sich nicht etwa auf die europäische Kultur

als Gesamtsubjekt bezieht. Entscheidend ist, dass dieses aktive Interesse an anderen Kulturen und die Bemühungen, sie zu verstehen, langfristig wirksam und durch einflussreiche Gruppen vertreten wurden. Dazu gibt es, wie Brague meint, anderswo keine Parallelen: Einzelne Gestalten, wie Herodot bei den Griechen und Al-Biruni in der islamischen Welt, haben keine Schule gemacht (was Herodot angeht, liesse sich darüber streiten). Besonders deutlich wird die Originalität dieses europäischen Interesses an dem bzw. den Anderen, wenn es auf das Selbstverständnis zurückwirkt: «There are several levels of interest. The deepest one consists of understanding that the other one is interesting also because of the light it throws back on the observer» (ibd., S. 261). Es gibt eine lange europäische Tradition des «endeavouring to look at oneself through foreign eyes» (ibd., S. 261). Die bekanntesten Beispiele (wie etwa Montesquieu's *Lettres Persanes*) sind im Umkreis der Aufklärung entstanden und bringen einen wichtigen Aspekt dieser intellektuellen Bewegung zum Ausdruck; der Abbruch – oder zumindest die Marginalisierung – der Tradition in einer folgenden Phase hängt mit umfassenderen Veränderungen der europäischen Geisteswelt zusammen.

Die dezentrierte und offene Einstellung gegenüber anderen Kulturen ist keine Errungenschaft der Moderne: Sie geht auf vormoderne europäische Wurzeln zurück. Brague hat versucht, die Sekundarität und Exzentrizität der europäischen Kultur von der römischen Begegnung mit der griechischen Welt abzuleiten. Die Althistoriker haben aber m. E. gezeigt, dass die römische Tradition gegenüber der griechischen gar nicht so sekundär war, wie diese Argumentationslinie voraussetzt, und im Hinblick auf die hier zu diskutierende Frage ist es auch nicht notwendig, auf römische Ursprünge zu rekurrieren. Entscheidend ist vielmehr die post-römische Entwicklung. Europa ist für Brague (und darin kann man ihm nur zustimmen) primär ein Produkt des westlich-christlichen Mittelalters, und die diesbezüglichen Ausführungen können wir als einen dritten Schritt seiner Argumentation verstehen. Bei mittelalterlichen Autoren finden sich schlüssige Belege für das ganze Spektrum der «exzentrischen» Orientierungen – einschliesslich nicht nur der «ability to look at oneself from afar», sondern auch der «ability to put into the mouth of the other one arguments against oneself» (ibd., S. 263). Pierre Abelard war ein früher und besonders eindrucksvoller Vertreter einer Denkweise, die auch in der Spätphase des Mittelalters zur Geltung kam.

Bragues Hinweise auf anti-eurozentrische Tendenzen des mittelalterlichen Denkens sind überzeugend, und weitere Beispiele wären leicht zu finden. Eine der markantesten Formulierungen ist übrigens in meiner Muttersprache geschrieben; ich möchte sie hier in einer deutschen Fassung zitieren. Der Prolog der Edda von Snorri Sturluson enthält u.a. einen kurzen Überblick über die damals bekannte Welt; dort heisst es: «Das ganze Gebiet von Norden und über die Osthälfte bis ganz nach Süden wird Asia genannt; in diesem Teil der Welt gibt es überall Schönheit und Pracht und Fruchtbarkeit des Bodens, Gold und Edelsteine; dort ist auch die Mitte der Welt, und so wie dort die Erde schöner und in jeder Hinsicht besser als an anderen Orten ist, so waren auch die Menschen mit allen Gaben am besten ausgestattet, mit Weisheit und Kraft, Schönheit und allerlei geheimen Fähigkeiten» (Lorenz 1984, S. 47–48). Wer dies geschrieben hat, ist unter den Spezialisten umstritten; es stammt jedenfalls aus dem dreizehnten Jahrhundert, und ich kenne keine bündigere Zusammenfassung des Asienbildes, das dann in der Neuzeit entzaubert wurde.

Ich habe Bragues Thesen deswegen relativ ausführlich diskutiert, weil sie meines Erachtens ein wichtiges Korrektiv zur bisherigen Debatte um den Eurozentrismus darstellen. Seine Schlussfolgerungen sind aber nicht unproblematisch, und ich möchte vor allem einen kritischen Gesichtspunkt hervorheben, der für die weitere Diskussion zentral sein wird. Es geht, kurz gesagt, um die Frage, ob die europäische Exzentrizität nicht in einen Zentrismus zweiten Grades umschlagen kann, bzw. an einem Wendepunkt des europäischen Denkens umgeschlagen ist. Aus der Offenheit gegenüber anderen Kulturen wird dann ein Umweg, der zu einer radikaleren Form der Selbstverabsolutierung führt. Das besondere Interesse an fremden Lebens- und Denkformen wird in einen Sonderanspruch auf überlegene Einsicht umgedeutet; die europäische Perspektive erscheint als ein privilegierter Zugang zur Wahrheit der Anderen und des Ganzen, das beide Seiten umfasst. Diese Neubestimmung des europäischen Verhältnisses zur Vielfalt der Kulturen gipfelt in der Legitimierung durch eine Logik der Vernunft, der Freiheit und/oder des Fortschritts, die sich in der europäischen bzw. westlichen Welt auf adäquatere und vollständigere Weise realisiert als anderswo.

Ein solcher Umschlag ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingetreten, nach der durch gesteigerte Offenheit charakterisierten Phase der Aufklärung, und im 19. Jahrhundert weiter radikalisiert worden. Jürgen Osterhammel hat ihn in seinem vorzüglichen Buch über die Entzaube-

rung Asiens eingehend analysiert (Osterhammel 1998). Der Titel unterstreicht die Zweideutigkeit, die schon bei Max Weber mit dem Begriff der Entzauberung verbunden war: Wachsende Kenntnisse der andren eurasischen Kulturwelten gingen mit einer zunehmenden Missachtung oder Verflüchtigung ihres Eigensinns einher. Damit wurde der Weg für die Einbeziehung fremder Hochkulturen – in erster Linie Chinas und Indiens – in eurozentrische Welt- und Geschichtsbilder geebnet. Das ist freilich nicht die ganze Geschichte. Es hat Gegentendenzen gegeben, und insbesondere die besten Vertreter der Orientalistik haben immer wieder versucht, ein adäquateres Bild zu gewinnen. Die einseitige und häufig auf krasser Ignoranz basierende Kritik des «Orientalismus» hat das nicht wahrhaben wollen. Diese Problematik müssen wir aber jetzt beiseite lassen (für eine ausführlichere Darstellung s. Irwin 2006); der Schwerpunkt unserer Diskussion liegt anderswo.

Hegels Geschichtsphilosophie war ein unübertroffener Ausdruck des potenzierten Eurozentrismus, der im frühen 19. Jahrhundert Gestalt annahm. Wirksam wurde sie vor allem durch ihre Fortsetzung mit anderen Mitteln im klassischen Marxismus. Das *Manifest der kommunistischen Partei* gehört zu den eurozentristischsten Texten, die es überhaupt gibt; es erübrigt sich, die bekannten Stellen zu zitieren. Bei Marx ist diese Perspektive trotz späterer Nuancierungen dominant geblieben. Es gehört aber zu den frappierendsten Paradoxien der modernen Geschichte, dass dieses eurozentrisch angelegte Deutungsmuster von Ideologen, Bewegungen und Staaten (darunter sogar rekonstruierten Imperien) rezipiert wurde, die gegen die weltweite europäische Hegemonie ankämpfen wollten. Sowohl aktive Teilnehmer wie auch kritische Beobachter haben versucht, die Diskrepanz durch Umdeutung der Ursprünge zu entschärfen: Die Unterschiede zwischen europäischen Ländern und Regionen in der Frühphase der Industrialisierung wurden dann auf denselben Nenner gebracht wie das globale Entwicklungsgefälle des 20. Jahrhunderts, und die deutsche Revolution, die Marx angekündigt hatte, erschien als ein vereitelter Vorläufer der Umwälzungen, die später versuchten, die «advantages of backwardness» in globalem Massstab geltend zu machen. Solche Analogien sind nicht überzeugend; es verhält sich eher so, dass europäische Erfahrungen und Denkfiguren – vor allem solche, die mit der Dynamik bzw. der Dialektik des Fortschritts zu tun haben – auf die aussereuropäische Welt projiziert worden sind und nicht nur theoretische Deutungen, sondern auch ideologische Handlungsorientierungen in folgenreicher

Weise verzerrt haben. Die Probleme, die sich daraus ergeben, sind z.B. in der diskontinuierlichen und noch lange nicht abgeschlossenen Debatte über die Anwendbarkeit eines europäisch gefärbten Revolutionsbegriffs auf China deutlich geworden.

Das Zwischenspiel eurozentrischer und anti-eurozentrischer Tendenzen in der Geschichte des Marxismus ist ein komplexes und faszinierendes Thema; hier ist es aber eher als negatives Beispiel von Interesse. Es ist in der marxistischen Tradition nie gelungen, die Fragestellung auf angemessene Begriffe zu bringen. Ein kritischer Anschluss an Max Weber könnte sich, wie ich noch zu zeigen versuchen werde, als aufschlussreicher erweisen. Um diesen Argumentationsschritt vorzubereiten, müssen wir aber die Problematik, um die es geht, etwas expliziter umreißen. Es sind zunächst drei Ebenen zu unterscheiden. Auf der *historischen* stellt sich die Frage nach Europas Platz und Gewicht in der globalen Geschichte; die Kritik des Eurozentrismus hat es hier mit verzerrenden Grundannahmen und Deutungsmustern zu tun, die durch ausgewogenere historische Analysen zu korrigieren wären. Auf der *hermeneutischen* Ebene geht es darüber hinaus um Fragen des Verstehens und des Fremdverstehens im Hinblick auf die spezifischen Probleme des Verhältnisses zwischen europäischen und nicht-europäischen Kulturen und um die in diesem Zusammenhang besonders gravierende Einengung des Fremdverstehens durch Projektionen eigener Sinngebilde und Wertorientierungen. Davon ist noch die dritte, *normative* Ebene zu unterscheiden; hier werden universale Erkenntnis- und Geltungsansprüche thematisiert, und der kritische Ansatz zielt auf institutionelle und kulturelle Prozesse, die zur Universalisierung partikularer europäischer Prinzipien und Orientierungen geführt haben.

Es versteht sich von selbst, dass ich hier nicht auf alle drei Ebenen eingehen kann. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf den historischen Problemkomplex, den wir in einem gewissen Sinne als primär auffassen können: Nicht, dass mit den historischen Fragen *ipso facto* auch die anderen beantwortet würden, aber die historische Analyse betrifft den realen Rahmen, in dem die anderen Probleme auftreten und in Angriff genommen werden. Um die Stossrichtung der Diskussion genauer zu bestimmen, ist es sinnvoll, mit zwei – wie mir scheint – unproblematischen Feststellungen anzufangen; sie werden den Kontext der weiteren Überlegungen präzisieren.

Wenn wir zunächst die Frage stellen, ob es einen europäischen Sonderweg mit weltweiten Auswirkungen gegeben hat, so ist nicht einzusehen,